Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 5

Artikel: Die Dichtung der deutschen Schweiz in doppeltem Bilde
Autor: Bohnenblust, Gottfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758387

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einen bedeutenderen Beitrag von seiten der Geschichtskunde erwarten darf, als es dieses Gesamtwerk darstellen wird.

Der letzte Band soll den Katalog der Bibliothek Warburg enthalten. Von dieser Büchersammlung, vielleicht dem schönsten Werk Warburgs, müssen wir hier schweigen. Sie ist längst zum Zentrum der Renaissanceforschung in Deutschland geworden. Ihre Publikationen sind in den Händen aller Fachdisziplinen der Geisteswissenschaft, und ihre Vorträge vereinigen alljährlich Gelehrte aller europäischen Länder zu einer unvergleichlichen Akademie. Die Familie des Stifters, sowohl in ihrem hamburgisch-deutschen als in ihrem amerikanischen Zweig, hat die Erhaltung und Finanzierung des Instituts und seiner Veröffentlichungen seit Jahren übernommen und in einer Weise gepflegt, welche die Wissenschaft aller Nationen zu Dank und Verehrung verpflichtet. Über dem Eingang der Bibliothek, welche das einstige Wohnhaus Warburgs gewesen ist, steht jenes Wort, das den Titel seines Hauptwerkes und das Stichwort seines Forschens bedeutet: Mnemosyne. Sollte es unserer Wissenschaft einmal gelingen, jenes Werk zu schreiben, von dem Warburg träumte: die Geschichte der Selbstverwirklichung des europäischen Bewußtseins, so wird sie dieses Mannes gedenken müssen, der wie kaum ein anderer diesen Traum zu verwirklichen strebte und vor dem Opfer seiner Kräfte, seines Vermögens und seiner Gesundheit so wenig zurückschreckte, daß Ernst Cassirer mit den Versen aus den «Eroici furori» von ihm Abschied nehmen konnte:

> «Ich will den Sturz nicht fürchten aus der Höhe.
> Auf durchs Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
> Ward dir so ruhmvoll edler Tod beschieden.»

Die Dichtung der deutschen Schweiz in doppeltem Bilde

von Gottfried Bohnenblust

Heuer sind hundert Jahre vergangen, seit Wilhelm Wackernagel aus fernem Norden der Heimat eines freiern Geistes zuwanderte und in Basel seine reiche Lebensarbeit mit der Rede über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur begann. Seitdem war eine Geschichte schweizerischer oder doch deutschschwei-

zerischer Dichtung Hoffnung, Versuch, Bruchstück geblieben. Doppelt ereignet sich heute die Erfüllung: im Laufe weniger Monate sind sich die gewichtigen Werke gefolgt, in denen Josef Nadler und Emil Ermatinger ihr Bild unsrer Dichtung zeichnen: der Deutschböhme, der den Plan von Freiburg im Üchtland nach Königsberg und Wien getragen, und der in Zürich lehrende Schaffhauser, der katholische Forscher und der protestantische Gelehrte, der Historiker der Stämme und Landschaften und der Deuter des dichterischen Kunstwerks, der einer geschichtlichen und philosophischen Literaturwissenschaft seinen dynamischen Pragmatismus entgegensetzt und nicht allein erkennen möchte, was geworden, sondern auf Gegenwart und Zukunft wirken will. So verschieden aber die beiden Männer sind, beide gestalten den gewaltigen Stoff, ohne daß einer vom Werke des andern gewußt hätte, im Zeichen derselben Idee: beiden erscheint die Dichtung der deutschen Schweiz als Ausdruck eidgenössischen Staats- und Bundeswillens.

Dieses bedeutsame Doppelereignis wird uns die entsagungsvolle Vorarbeit nicht vergessen lassen, die dazu nötig gewesen. Mörikofers ausgezeichnetes Buch von 1861 hatte zunächst das achtzehnte Jahrhundert in Angriff genommen, aber eine allgemeine Charakteristik von dauernder Gültigkeit vorausgesandt. Weber und Honegger hatten sich mit einer zwanglosen Anthologie begnügt, und Adolf Frey, dessen Zürcher Habilitationsrede von 1882 dem Stand und Ziel schweizerischer Literaturgeschichte gegolten, hat es vorgezogen, in seinen Schweizer Dichtern einzelne bedeutsame Gestalten — vom Dichter des Waltharius bis zu dem Karls des Kühnen — zu zeichnen und sie sich selber zur lebendigen Folge fügen zu lassen. Jakob Bächtold aber hat die Schicksale der deutschen Literatur in der Schweiz von der alten Zeit bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erzählen wollen, im Zusammenhang des allgemeinen deutschen Geisteslebens, und bis zu Bodmers Tod ist er gelangt. Die ganze Forschung unsres Geschlechts steht auf seinen Schultern. Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.

Noch im Sommer 1919 erschien ein anastatischer Neudruck der ersten Auflage von 1892, in der Hoffnung auf die ferne Vollendung. Inzwischen hatten Ernst Jenny und Virgile Rossel 1910 den Versuch gemacht, die Dichtung der deutschen und welschen Schweiz in einem Buche darzustellen, das denn auch in den beiden ersten Landessprachen erschien. Fehler und Grenzen waren ihm leicht vorzu-

rechnen: das wurde gründlich besorgt. Das Werk aus einem Gusse zu schaffen hat noch niemand vermocht. Aber heute stehen neben Godets und Rossels Darstellungen der welschen Schweiz gleichwertig die von Nadler und Ermatinger für die deutsche. Gonzague de Reynold hat als erster versucht, die Sprachgrenze zu überwinden; aber er hat die Schranke des achtzehnten Jahrhunderts nicht überschritten.

I.

Nadler setzt sofort mit dem Bild des Schauspiels ein, in dem die Völker mitspielen, ihre Rolle mehr leidend als wünschend, und die im Gehen ihr Spielgerät auf dem Platze lassen.

Nicht kalt wird das Schauspiel betrachtet: es ist aus der Nähe und mit Teilnahme geschaut und geschildert. Freilich: «der Jura ist nichts als Grenze, nüchtern wie alles, was scheidet, ohne zu verbinden.» Das empfindet wohl anders, wer die schöne Höhenlinie täglich vor Augen hat. Er empfindet a l l e Grenzen seines Landes doppelt: als Ende und als Anfang.

Großartig wird der Held in den Spielraum gestellt: die Alemannen finden zugerüsteten Boden und verbinden sich mit den Vorbewohnern. Das Volk wird Völkerklammer, Kulturklammer des Abendlandes. Und zwischen Dauerkräften und Wechselströmen bildet es sich selbst.

Die Aufteilung des gewaltigen Stoffes ist meisterhaft. Das erste Buch führt von Sankt Gallus bis zu Zwinglis Tode, das zweite von Zwinglis Tode bis zum Falle Berns, das dritte schildert die neue Eidgenossenschaft.

Die Vorgeschichte fällt nicht aus dem Rahmen. Das geistige Ereignis der Eidgenossenschaft hat seinen Ort und seine Zeit. Was vorausgeht, erklärt es nicht völlig; aber ohne seinen Zusammenhang wird doch kein Ereignis voll verstanden.

So folgen sich Mönche, Herren, Bürger. An die Urkantone schließt sich Luzern; zur Tat gesellt sich das geformte Wort. Im Rahmen der acht alten Orte folgt der Einheit der tragische Zwiespalt. Aber der eidgenössische Gedanke wird sittlich verstanden und als dauernd erwiesen: «Mitten im Zusammenbruch der abendländischen Weltgemeinschaft wächst sich ein kleiner Notverband des Hochgebirges zu der staatlichen und geistigen Gemeinschaft verschiedenartigster Einzelgebilde aus, ein Ereignis von weithin leuchtender vorbildlicher

Kraft. Es gibt nur eines im Bereiche menschlichen Wesens, dem solche Macht und Dauer über die Menschen eignet, die unüberwindliche Stätte des sittlichen Bewußtseins.»

Nadlers Unbefangenheit ist so groß, daß er Zwingli eine klarere Erkenntnis der sittlich-religiösen Absicht des eidgenössischen Gedankens zuschreibt, als sie die Gründer selbst gehabt hätten.

Nach Kappel sieht er die katholischen Orte auch geistig im Vorsprung: sie schaffen sich ihren strengen Stil in der Kunst wie im Leben. Allmählich verschiebt sich das Schwergewicht vom Kirchlichen aufs Staatliche, zugleich vom katholischen aufs evangelische Schrifttum. Im achtzehnten Jahrhundert führen Zürich und Bern. Doch das Ende sieht Berns Fall.

Aber der Bund erhebt sich aus Brand und Asche. Langsam bildet sich die neue Eidgenossenschaft. Dem Kampf um den Staat folgt die «hohe Zeit». Dreifach wirkt sich die neue geistige Gestalt aus: in Zürich, in Basel, in der «Welt um Bern», die, weit gefaßt, die bäuerliche Lebenssicherheit und Wirklichkeitsfreude bedeutet. Endlich die Weltwende, die kein Land und Volk unberührt läßt: der Bundesgedanke hat sich in ihr neu zu erwahren.

In diesem Rahmen staatlichen Lebens ist die Geschichte der Dichtung erzählt. Der Zusammenhang scheint wichtiger als die Einzelgestalt. Doch fehlt es auch an solchen nicht. Auch hier werden viele «Obskure» durchgefühlt, nicht allein um der Berühmtheit willen, die man nur so verstehen lerne. Der Tropfen demokratischen Öles ist nicht zu spärlich geraten. Der Hauptwert aber liegt in den schönen, klaren, großen Verhältnissen des ganzen Baues. Sie wirken im ganzen natürlich und sind durch ein tiefes Grundverständnis des eidgenössischen Gedankens bestimmt.

Leugnen läßt sich nicht, daß zuweilen die Tatsachen dem Grundgedanken zuliebe vergewaltigt werden. Wer gehört nicht alles zu der «Welt um Bern»! Nicht nur die wirklichen Berner, deren etliche mit erfreulichstem Verständnis gewürdigt werden, sondern Walter Siegfried, Jakob Boßhaart, Ott und Huggenberger, Heer und Zahn werden da angesiedelt; auch Federer und Lienert erscheinen «in der Nähe Berns». Da ist alles Vergängliche nur noch ein Gleichnis: stärker als es Bern gewohnt ist.

Irrtümer im einzelnen sind bei großer Leistung nicht zu vermeiden. Ungenaue Zahlen und dergleichen zu nennen wäre nicht am Ort: Wichtigeres bedarf der Nachprüfung. Wie kann man sagen,

Seuse habe «das gesamte Wissen der Scholastik und Mystik von Gott, von der Welt und von dem Menschen in das Sprachbewußtsein der Deutschen eingegliedert,» da er doch Meister Eckharts Schüler war? Bei Geßner ist nicht von «Hirtenliedern des Longinus» zu reden, die es nicht gibt, sondern von dem Schäferroman «Daphnis und Chloe» des Dichters Longus. Haller ist nicht Pietist gewesen, und für Lavaters äußeres Schicksal war es geradezu mit entscheidend, daß er n i e «erster Pfarrer seiner Vaterstadt» geworden ist. Sophokles hat nie gesagt, nicht geboren zu sein sei die höchste Weisheit, und Gotthelf hat nie die Mundart «zur Sprache ganzer Werke» gemacht. Bezeichnet man Kellers Gedichte lapidar als «die Gedichte eines Schweizer Staatsschreibers», was wird dann aus den intimsten dieser Gebilde, aus der kleinen Passion, den Liedern aus der Trauer, aus den Waldliedern, dem Jugendgedenken, den alten Weisen? Hätte Conrad Ferdinand Meyer wirklich «keinen andern Gegenstand als sein seelisches Ergehen», wie hätte er dann seine mächtigen Balladen schaffen können, ein Bilderbuch der Zeitalter, das keiner übertroffen hat? Wie hätte er sich in den Heiligen versenken, den innern Sieg Huttens dichten, die Gestalt der Richterin erfinden können? Ohne seine Schwäche ist er sicher nicht zu denken, noch weniger aber ohne seine Kraft. Bei Spitteler wäre manche Deutung zu erörtern. Daß Prometheus und Epimetheus nicht 1882, sondern 1879/80 entstanden sind, hat seine Wichtigkeit angesichts des Verhältnisses zu Nietzsches Zarathustra. Das Kleinod der Pandora, das «vergraben» sein soll, kann kein «Menschenkind» sein; denn Pandora hat es mit ihren Händen in den stillen Nächten langer Jahre gewirkt. Daß bei dem Dichter des Olympischen Frühlings der Sprachtrieb den anfänglichen Bildtrieb verdrängt habe, widerspricht Spittelers eigenem Zeugnis, die Bilder überfielen ihn schon am frühen Morgen mit dem Erwachen. Daß der «Querschnitt» durch die letzten Jahrzehnte, nachträglich dem Buche beigegeben, nur mit ungefährem Überblick ausgeführt ist, liegt zutage. Ein Lyriker, der auch Tondichtungen veröffentlicht hat, kann dort seine Canons und Lieder friedlich neben den Gedichten aufgeführt finden.

All das sind nur Andeutungen möglicher Bereinigung im einzelnen. Das Werk Nadlers, das er der deutschen Dichtung unseres Landes gewidmet und dem Stifter des Gottfried-Keller-Preises zugeeignet, ist ein wunderschöner Dank an sein Freiburg und eine wertvolle Gabe, dem ganzen Lande dargebracht, dessen Willen, des-

sen Sinn, dessen Sendung er vernommen und gedeutet hat, wie es allein der liebevolle Geist vermag. —

II.

Kaum hatten wir Nadlers Gastgeschenk in Händen, so erschien Emil Ermatingers «Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz»: das Werk eines Gelehrten, der als Eidgenosse zu Eidgenossen spricht. Wie er selber hier ein großes Stück eigener Lebensarbeit am festlichen Tage zusammenfaßt, überblickt er Weg und Werk des Volkes, weckt seine Stimmen bis hinauf zu den ersten, die den Ursprung des Bundes besungen, und sucht nach der Forderung des Tages, dem Sinn der Zukunft.

Auch Ermatinger sieht im Willen zum Staate die einende Kraft in der Flucht der Erscheinungen. Jeden Dichter des Landes sieht er durch das Verhältnis zur Volksgemeinschaft bestimmt. Nach der politischen Idee richten sich auch Auswahl und Abgrenzung des Stoffes. Da es einen absoluten künstlerischen Gesichtspunkt nicht gebe, entscheide der Wille des Einzelnen, Glied des Ganzen zu sein, über den Wert dessen, was er geleistet.

Die Einleitung erörtert die Bedeutung der Staatsidee für die deutsche Literatur unseres Landes. Die Not der Zeit hat sie verstärkt: Ermatinger spricht sogar von unbedingter Überordnung der Staatsidee über die Kulturidee, die die Krise des Krieges bewirkt habe. Da er aber mit Max Huber den schweizerischen Staatsgedanken als den Willen zum freien Bunde faßt, erscheint dieser selber schon als Werk der Kultur. Wäre wirklich «Politik nichts anderes als die Klugheit des Egoismus», so ergäbe aller «ins letzte hinaufgetriebene Individualismus» ja noch keinen Willen zum Staat. Dieser wird um so sicherer dauern, als sich das Erbe der Jahrhunderte mit der Kraft lebendiger Vernunft immer neu verbindet.

Aus dieser erlebten Gemeinschaft werden die oft beobachteten Züge der meisten Schweizer Dichter erklärt: Naturverbundenheit, Willigkeit zum Dienst am Volk, Neigung zur Lehre, Weltoffenheit.

Ermatinger läßt alle Dichtung weg, die vor dem Bunde von Brunnen in der Schweiz entstanden ist. Das kann ihm niemand verwehren, aber wenn Bächtold — wie Nadler — auch die Poesie der Klöster und Burgen aufruft, beweist das doch kaum, daß der Mangel an tieferer Lebendigkeit des Staatsgedankens die Logik des Literarhisto-

rikers seltsam verwirrt habe. Bächtold tat einfach, was er versprochen hatte: er wollte die deutsche Literatur in der Schweiz schildern, die Dichtung nicht nur des Vaterlandes im politischen Sinne, sondern die der Heimat überhaupt. Darum setzt er vor sein Werk die Worte des Boethius in Notkers althochdeutscher Übertragung: «Hier bechenno ih mih, hier bin ih heime, hinnan bin ih purtig, hier sol ih kestaton». Übrigens behandelt Ermatinger von 1300 an auch die Literatur der acht alten Orte vor ihrem Eintritt in den Bund.

Der größere Umfang des Buches und die engere Begrenzung des Stoffes erlauben Ermatinger, weit ausführlicher zu werden als Nadler, die Hauptgestalten eingehender zu charakterisieren, reichliche Proben zu bieten. Außer der Dichtung ist das allgemeine Geistesleben in einem gewissen Umfang berücksichtigt. Männer wie Max Huber, Ragaz, Jung kommen zu Worte, wie denn Jakob Burckhardt nicht vor allem um seiner Gedichte willen, sondern als der erste Kulturhistoriker in deutscher Sprache erscheint und Johann Jacob Bachofen neben ihm nicht vergessen ist. Ja, bei Rousseau, Benjamin Constant und Gonzague de Reynold ist sogar die welsche Schweiz mit führenden Geistern einbezogen. Natürlich ließe sich diese Rücksicht auf die außerdichterische Geistigkeit namentlich in den letzten anderthalb Jahrhunderten noch steigern, und zu der dunkeln Klage über den Niedergang der seelischen Werte ließen sich auch hellere Töne finden. Carl Hiltys Politisches Jahrbuch und die Jahrbücher der Neuen Helvetischen Gesellschaft dürfen sich neben den genannten Zeitschriften sehen lassen, und unser Bürgerliches Gesetzbuch, das wir wesentlich Eugen Huber verdanken, dürfen wir ruhig als eine der besten schriftstellerischen Leistungen unseres Volkes überhaupt preisen.

Ruhig ziehen die frühen Jahrhunderte vorüber; kräftig ragen starke Gestalten auf wie Wittenweiler, eindringlich Zwingli (der übrigens schon zu Neujahr 1484, nicht erst 1487 geboren ist), neben ihm Gengenbach und Manuel. Auch dem Drama der Folgezeit ist wie bei Nadler volle Aufmerksamkeit geschenkt. Im siebzehnten Jahrhundert kommt eine Figur wie Johannes Grob hier viel deutlicher zur Geltung. Bodmer und sein Kreis treten wie bei Bächtold gewaltig hervor; auch den eigentlichen Dichtern der Zeit wird ihr Recht. Je näher die Gegenwart rückt, um deretwillen das Werk geschrieben ist, desto fühlbarer wird die Leidenschaft. Der Historiker

wird zum Prediger. Pestalozzi erhebt sich über die ganze Revolutionsdichtung: dann folgt auf idyllische Jahrzehnte der Kampf um die neue Zeit, von Gotthelf gewaltig überragt. Die Tagseite seiner Natur ist stärker betont als die dunkel dämonische. Ist es auch nach des Dichters eigenen Worten nicht möglich, von angeborener Abneigung gegen allen Rationalismus zu sprechen, so ist doch mit Recht seine persönliche Mystik hervorgehoben.

Wendet man das Blatt, so steht man bei Ermatinger im «Zeitalter des Materialismus». Bei Nadler heißt es «Die hohe Zeit». Jener meint die Umwelt, dieser die Dichter, von deren Geschichte ja eigentlich die Rede ist. Von ihnen aber ist keiner der wahrhaft Bedeutenden Materialist im strengen Sinn gewesen: auch Keller war es ja trotz Feuerbach nie. «Natur» ist ihm nicht mechanisch bewegter Stoff ohne Geist. Die andern gehören alle der «idealistischen Gegenströmung» an: Leuthold im Sinn eines ästhetischen Idealismus, der unvollkommen, aber nicht ganz «verirrt» war (Harmonie war ihm nicht etwas «rein Stoffliches», sondern etwas Geistiges, das er nur eben aus schöner Erscheinung nicht zu edler Wirklichkeit konnte werden lassen). Conrad Ferdinand Meyer, der von beiden Forschern aus eigentümlich kühler Ferne beurteilt wird, hat wie sein Hutten den Hort der Frömmigkeit in Harmesnächten gewonnen, in neue Zeit und edle Form hinüberretten wollen, wie denn lebendige Gemeinschaft, über die staatliche in die religiöse erhoben, in keiner Sprache großartiger Wert geworden ist als in Meyers Gedicht «Alle». Spitteler endlich hat sich so beharrlich und eindeutig als nur möglich als Idealisten bekannt, ja geklagt, es sei einem in seiner Jugend von den «Idealisten» nicht verziehen worden, ein Idealist wahrhaft zu sein. Gewiß hat er den Zwang der ehernen Gesetze gekannt und nie geleugnet. Aber er gab seine lebendige Seele nicht preis, sondern im Kampfe mit dem äußeren Zwang gewann er seinen Glauben und sein Werk, das wie sein Herz Dennoch heißt. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, die große Problematik dieses Schicksals erneut durchzusprechen. Aber die ruhigen Freunde des Dichters werden mit Genugtuung sehen, wie viel anerkennender sein Werk hier von Ermatinger gewertet wird als es in früheren Äußerungen der Fall war. Das gilt nicht nur von seiner Schweizerrede. «Man kann ohne Übertreibung sagen, daß kein Werk der gesamten deutschen Literatur seit etwa 1880 in Gedankengröße und Phantasiemacht an Spittelers Kosmische Epen heranreicht ... Man steht immer wieder er-

griffen vor dieser Dichtung, die die trübe Qual einer geistentblößten Zeit durch eigene Geistesgröße zu erschütternder Tragik erhöht.»

Unter dem Namen des psychologischen Realismus werden dann die übrigen Dichter der Jahrhundertwende vereinigt, auch Adolf Frey, der sich gegen Psychologie in der Dichtung immer aufs äußerste gewehrt hat, Jakob Boßhart, der übrigens nicht «von 1905» an in Clavadel lebte, sondern bis nach Kriegsbeginn Rektor des Zürcher Gymnasiums war, und viele andere sehr verschiedener Art. Merkwürdig ist die verschwindende Rolle, die der Mundartdichtung gegönnt wird. Rudolf von Tavel, Josef Reinhart und Simon Gfeller finden alle drei auf einer Drittelseite Raum, und von Otto von Greyerz steht genau soviel da: er habe «Stücke für die Mundartbühne geschrieben». Die schönen Blätter, die bei Nadler von dieser Kunst erzählen, beweisen, daß sogar außerhalb des Landes eine ganz andere Wertung mundartlicher Dichtung möglich ist: Goethe hat das an Hebel einst denkwürdig gezeigt.

Die Dichter unserer Tage werden dann energisch angepackt. Forsch fliegen die Zensuren nach allen Seiten durch den Saal, und am besten kommt weg, wer wegbleibt. Erregter und trauriger Widerspruch ist bald laut geworden. Aber es handelt sich hier nicht mehr um Wissenschaft, sondern um höchst persönliches Bekenntnis. Darüber muß freilich Klarheit herrschen. Immerhin wäre es methodisch von Vorteil gewesen, wenigstens die künstlerischen und die rein menschlichen Urteile auseinanderzuhalten. Wenn von Ilg behauptet wird, er sei nie zum künstlerischen Stil durchgedrungen, so ist das am Ende Geschmacksache. Wenn es aber zur Begründung heißt, Selbstzucht und Ernst seien ihm versagt, so liegt diese Vermutung jenseits solcher ästhetischen Grenze im Reich des völlig Unbewiesenen. Auch die kategorische Behauptung, der oder jener zeitgenössische Schriftsteller nehme sich selber nicht mehr ernst, wäre — als bloße, nicht einmal wahrscheinliche Vermutung — überall besser am Ort als in einem Werk von so hohem Anspruche.

Das scharfe Urteil, das auf den letzten Seiten über die literarische Kritik unseres Landes gefällt wird, ist zwar nicht aus der Luft gegriffen: nicht nur bei Zeitungsmännern findet sich zuweilen unsachliche oder unwesentliche Wertung fremden Verdienstes. Aber es ist seltsam, daß der Verfasser, der seine Heimat im Ausland fremden Völkern schildert, nicht das Bedürfnis fühlt, zunächst einmal der vielen tüchtigen, ehrlichen kritischen Arbeit gerecht zu werden,

die bei uns wahrhaftig so gut wie irgendwo an diesem ausgesetzten Posten dem Volke geleistet wird.

Wer so wie Ermatinger Gerichtstag hält über sein eigenes Volk, wird auch notwendige Gegenrede zu würdigen wissen. Sein Buch ist nicht nur eine gewaltige Leistung, neben großer Arbeitslast in kurzem glücklichem Urlaub vollendet: es ist mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit geschaffen. Daß es nicht das einzig mögliche Bild unserer Vergangenheit und Gegenwart bietet, erweist Nadlers Werk neben ihm aufs schlagendste. Aber wenn sich auch beide wesentlich ergänzen und Nadler neben die scharfe Kontur die warme Linie setzt, gerade die letzten Jahrzehnte sind doch im ganzen bei Ermatinger viel unmittelbarer erfahren. Nadler spricht von den Kriegsberichten eines Ausländers im Bund: von der Neuen Helvetischen Gesellschaft und von Spittelers Schweizerrede weiß er nichts. Ermatinger hat diese und andere Erscheinungen, ob auch in unverbindlicher Auswahl, seinem Bilde eingefügt. Ein Buch der Krise, ruft es zur Entscheidung auf, und es wäre zu wünschen, daß er die Metaphysik, zu der ihn seine Wissenschaft geführt habe, einmal im Zusammenhang vorlegte. Denn was zerstreut da und dort durchblickt, fügt sich nicht leicht zum Ganzen.

*

Nun ist uns in doppelter bedeutender Ausführung der Doppelausschnitt geschenkt: der deutsche Teil der schweizerischen, der schweizerische der deutschen Dichtung steht uns vor Augen. Es war ein nützliches, ja notwendiges Unternehmen, das den Dank der Leser verdient: gern folge ich der Einladung, ihn hier auszusprechen. Daß beide Forscher den politischen Gesichtspunkt gewählt, wird uns nicht vergessen lassen, daß dieser, wie sehr auch zeitgemäß, das Wesen der Kunst nicht erschöpft. «Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.» Aber die Kunst in all ihrer Eigenkraft bleibt in das eine Reich des Geistes einbezogen. Auch darauf bleiben wir aufmerksam, daß die deutsche Schweiz keine staatliche Einheit ist, sondern eine mannigfache Reihe von Staaten, die mit solchen anderer Sprache einen ewigen Bund geschlossen haben. So wenig das geistige Leben die Kategorie des Einzelnen je wird entbehren können, so wenig wird dieser Einzelne sich selbst zum letzten Sinn der Schöpfung machen wollen, wenn er wahrhaft im Angesicht der Ewigkeit lebt.